In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(18. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Fräulein Kerst — gnädig geduldet — machte große Augen. Töchterchen hatte sie gesagt und liebenswürdig war sie, die so kalt sein konnte, daß einen fror. Was veranlaßte die hochmütige Frau, sich so zu geben, wie sie sich gab? Wenn Frau Kaden aus sich herausging, mußte es sich lohnen. Ihres Vaters wegen machte sie bestimmt keine Umstände und Fräulein Kerst fühlte sich gar nicht behaglich. Ihr war, als müsse heute noch etwas geschehen, das ihr sehr, sehr weh tun würde.

Und nicht minder unbehaglich fühlte sich der Alte. Auf einer Treppenstufe oder Holzbank war ihm wohler, wie in diesem weichen Sessel, und ein gewöhnlicher Korn — wenn es schon Alkohol sein mußte — war auch eine andere Sache, als dieses weiße, dickflüssige, süße Zeug, das in hochstieligen, zerbrechlichen Gläschen auf silbernem Tablett dargeboten wurde, einem in der Nase brannte und an den Lippen klebte, so daß sich nach jedem Schluck das Taschentuch nötig machte, wenn man sich nicht der Zunge bedienen wollte. Gut schmeckte wirklich nur die Zigarre.

„Alle Tage ist kein Sonntag", zitierte Herr Kerst, „auch auf Finkenschlag nicht. Das will ich wohl glauben. Aber schon die Tatsache, daß Sie Ihren Gästen so hübsche Dinge vorsetzen können, ist doch sehr angenehm. Bei mir zu Hause würden Sie dies vergeblich suchen. Wir in Westpreußen sind Bauern. Sie um Berlin herum Landwirte, daran wird es wohl liegen. Ihre Betriebe rentieren sich mehr wie unsere."

Da endlich war der Haken, an dem Frau Kaden anknüpfen konnte! Mit klingendem Lachen gab sie zur Antwort: „Rentieren! Lieber Herr Kerst, wenn Sie wüßten! Durchwürgen muß ich mich. Wenn alles glatt aufginge, wäre ich schon zufrieden. Mein Betrieb rentiert sich so, daß ich verpachten werde."

„Ich hörte davon."

„Schau, schau! Wie sich das herumspricht — bis Steinpöhl in Westpreußen." Das sagte sie scherzend und ebenso setzte sie hinzu: „Und nun wollen Sie mir gewiß einen Pächter präsentieren?"

„Das nicht, Frau Kaden. Aber ihrem Pächter meine Tochter belassen, das will ich."

Jetzt mußte Frau Kaden, was sie wissen wollte. Einig also waren sich die Herrschaften untereinander und sie hatte nur ihren Segen zu geben. Das wollte sie sich denn doch noch sehr überlegen.

Ohne sich irgendwelche Verstimmung merken zu lassen, fragte sie zurück: „Meinen Pächter? — Das muß ein Irrtum sein, Herr Kerst, ich bin immer noch um einen Pächter verlegen."

„Mir wurde erzählt, daß Herrn Sohr die Pachtung angetragen worden sei."

„Das schon — aber angenommen hat er noch nicht."

„Er dürfte aber annehmen."

„Das freut mich — und Fräulein Kerst will ihm helfend zur Seite stehen?"

Diese Frage richtete sie direkt an Fräulein Kerst, und diese brachte purpurrot ein kaum hörbares „Ja" zustande. Zu dumm — ihr war aber auch die Kehle wie zugeschnürt.

„Sie werden da noch manches zu besprechen haben, das Dritte nichts angeht", sagte Frau Kaden leichthin zu Herrn Kerst und erhob sich. „Ich will nicht stören, mein Zimmer steht Ihnen gern zur Verfügung" — und zu Fräulein Kerst gewendet: „Ich fahre nach Großsteinau, Fräulein. Zu Abend bin ich wieder zurück. Lassen Sie es an nichts fehlen."

Mit einer leichten Verbeugung gegen Herrn Kerst verließ sie das Zimmer und die beiden saßen wie die verprügelten Kinder auf den Plätzen und sahen ihr nach.

Fräulein Kerst fand zuerst die Sprache wieder. „Das letzte war Frau Kaden wirklich", sagte sie, „das erste schien sie uns."

„Gib mir ein Glas Wasser, Gretel", bat der Alte, „mir ist nicht gut von dem Essen, von dem Mokka, von dem Likör und von der Frau. — In Steinpöhl ist es schöner."

Durch eines der Mädchen hatte Frau Kaden Sohr bestellen lassen anzuspannen und sie nach Großsteinau zu fahren.

„Aber im Zweisitzer", hatte sie dem Mädchen nachgerufen und jetzt stand der Wagen fahrbereit an der Treppe.

Der alte Kerst, der hinter der Gardine lugte, sagte: „Donnerwetter! Der Kerl hat seine Sache in Schuß. Das flimmert ja wie frisch lackiert. Das müßten die Steinpöhler mal sehen! Denen bliebe ja die Spucke weg mit Respekt zu sagen. — Und der Kutscher! Das knackt wie bei Soldatens und klappt wie in der Kirche."

Fräulein Kerst trat an das andere Fenster und spähte vorsichtig hinaus. Ihr drohte das Herz still zu stehen. „Sohr", sagte sie tonlos, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Sohr", wiederholte Herr Kerst. „Der Kutscher ist Sohr? Den hätte ich nicht wiedererkannt. Elegant sieht er aus. Das weiße Hemd und die helle Hose kleiden ihn gut. Er ist ein hübscher Mensch."

„Und muß nun mit der Herrin fahren. Im Zwei-

sitzer! — Noch nie hat sie das von ihm verlangt", und heiße Tränen perlten der Enttäuschten über die Wangen.

„Das ist aber doch kein Grund zum Weinen, Mädel."

„Du kennst sie nicht, Vater."

„Wen?"

„Frau Kaden."

„Fürchtest du sie?"

„Ich weiß nicht."

„Liebst du ihn?"

„Ja."

„Und er?"

„Er ist gut zu mir."

„Und zu ihr?"

„Ist er respektvoll?"

„Und da weinst du?"

„Aber sie, Vater, sie will ihn! O, ich seh' ihr bis ins Herz. Ihr Hochmut ist nur Schein. Vor ihm, Vater, würde sie sich bis zur Erde beugen. Er kann noch kälter sein wie sie, noch rücksichtsloser! Das imponiert ihr. Er ist ihr überlegen, und das fühlt sie. Er dient und herrscht zu gleicher Zeit. Es geht alles hier nach seinem Willen und sieht doch aus, als ob es nach ihrem ginge. Er schiebt sie beiseite und doch nimmt er sie gleichsam auf die Hände, hebt sie hoch und zeigt sie allen: „Das ist eure Herrin!" — O, der weiß, wie mann's macht, Menschen unterzukriegen."

„So ist er berechnend?"

„Nein, Vater, gar nicht, dazu bedeutet ihm der Mensch zu wenig. Seine Art ist so!"

„Das verstehe ich nicht, Margret! Das verstehe ich ganz und gar nicht."

„Verstehst du's dann, wenn ich so sage: Er ist lieb und bescheiden wie ein Kind — aber die Art, wie er es ist, sagt: Ich bin es nicht, ich will es nur sein — nicht um dir zu gefallen, sondern um dir einen Gefallen zu tun. Er erhöht dich und drückt dich nieder und immer fühlst du ihn über dir."

Der Alte schüttelte den Kopf und wollte eben antworten, da trat Frau Kaden auf die Freitreppe. Fräulein Kerst wich zurück, doch Frau Carla hatte sie doch gesehen. — Sie lächelte und schritt wie eine Königin die Stufen hinab.

„In Weiß", sagte Fräulein Kerst, „ganz in Weiß! — So ist sie auch nicht ausgefahren. Sie tut's für ihn." Und wieder stieg es feucht in ihren Augen auf.

Da ging der Alte zu ihr hinüber und legte seinen Arm um ihre Schulter.

„Margret" — so nannte er sie immer, wenn ihm weh ums Herz war — „Margret, sieh dir die zwei Menschen an. Paßt du zu ihnen? Die hat der Himmel füreinander bestimmt. Es sind zwei schöne Menschen."

Und Margret weinte an des Vaters Brust.

„Komm heim mit mir, Margret, heute noch! Komm mit. Hier wirst du nur Schmerzen dulden müssen und keine Freude haben. Hier scheint dir keine Sonne, Margret."

Doch Margret verneinte.

„Du findest dich hier nicht zurecht, Mädel. Nie! Sie drängt dich von ihm fort. Du wirst nie Fuß fassen hier. Und wenn du alles Glück hättest, würdest du doch immer hier fremd bleiben. Kämpfen und weinen, das wird dein Los sein."

„Laß Vater, laß! Dann ist es mir bestimmt. — Ich will bei ihm bleiben, ihm helfen und ihm etwas zu werden suchen — gelingt mir's nicht, dann komme ich heim. Gelingt mir's aber und weiß er Treue mit Liebe zu lohnen, dann komme ich erst recht, Vater. Und dann bringe ich ihn mit — für immer!"

„Ihr Frauen — ihr Frauen! Daß eure Herzen so reich sind und euer Verstand so arm — das ist das Unglück auf Erden."

„Nur das Unglück, Vater? — Denk an die Mutter! — Die schenken können, Vater, müssen mit dem Herzen leben."

Da nahm der Alte sein Mädel in die Arme und küßte es schweigend auf die Stirn.

*

Vom Hofe weg hatte Frau Kaden nicht ohne Absicht die Zügel genommen — wie selbstverständlich und mit bestrickendem Lächeln —. „Ich will Sie entführen, Herr Sohr", hatte sie gesagt — auf der Straße aber gab sie sie ihm wieder. Sie lehnte sich in die Polster zurück und musterte ihren Gefährten mit kritischem Blick.

Was empfand dieser Mann für die andere, die ihre Mamsell war und seinem Haushalte vorstehen wollte? Liebte er die, die ihn liebte oder sollte sie ihm nur Kameradin sein für eine kurze Spanne Zeit, bis wieder eine andere kam, sie abzulösen?

Weder eine Handlung noch ein Wort, noch ein Blick, noch eine Bewegung hatte ihr je Antwort gegeben auf diese Frage, die sie sich oft schon gestellt hatte. Nie würde sie es erfahren, wenn er nicht wollte. In diesem Punkte gab es keine Zufälligkeiten. So hatte er sich in der Gewalt.

Und was fesselte am Aeußeren dieses Mannes, der wie ein Stück Eisen neben ihr saß? Frau Carla suchte lange. Sie prüfte wie ein Anatom prüft oder wie ein Maler. Sie verglich und schätzte Vorzug gegen Vorzug ab. Das hatte sie leicht. Ihre Bekanntschaft war groß und viele haben schon um sie geworben. Endlich rekapitulierte sie das Ergebnis: Die hohe Stirn, die graublauen Augen, der scharfgeschnittene Mund und die nervigen Hände! Die Hände, die eine Sprache redeten, die einen Charakter hatten!

Die Hände! — Wie sie die Zügel hielten! Und wie die Pferde den leisesten Bewegungen dieser Hände folgten! Festhalten konnten die, sie konnten auch zuschlagen, das wußte Frau Kaden. Ob sie auch liebkosen konnten, diese Hände, leise streicheln oder nur weh tun?

Eine wohlige Wärme war in Frau Carla bei diesen Gedanken an diese Hände.

„Fahren Sie über Seeberg nach Großsteinau, Herr Sohr", sagte sie plötzlich.

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau", und Sohr bog an der nächsten Straßenkreuzung ab.

Auch jetzt verriet er nicht, was er empfand und ebenso plötzlich tat Frau Kaden eine andere Frage. Sie wollte Gewißheit um jeden Preis.

„Sagen Sie, bitte, wie stehen Sie zu Fräulein Kerst?"

Ohne zu zögern, zu überlegen oder verlegen zu sein, antwortete Sohr: „Wie man zu Menschen steht, die man achtet."

„Und wissen Sie, was der Besuch des alten Herrn bedeutet?"

„Ich hatte nur Gelegenheit, ihn als Unbekannten zu sprechen."

„Interessiert es Sie?"

„Ja."

„Nun denn: Er will dem Pächter auf Finkenschlag seine Tochter belassen."

„Dann könnte der Vertrag vollzogen werden — wenn es Ihnen recht ist."

„Wir fahren ja zu diesem Zwecke zu meinem Schwager", sagte Frau Kaden, „den Umweg über Seeberg machen wir zu einem anderen Zwecke."

„Und der wäre, gnädige Frau?"

„Ungestört und ungehört einige Auskünfte zu erhalten, die für mich wissenswert sind."

„Ich stehe ganz zur Verfügung."

„Dann sagen Sie mir, bitte: Wie lange soll Fräulein Kerst auf Finkenschlag bleiben?"

„So lange sie will."

„Und warum gerade muß es Fräulein Kerst sein — die mich ersetzen soll?"

„Weil ich zur Zeit niemand weiß, der es könnte."

„Es würde mir nicht behagen, wenn es Fräulein Kerst auf die Dauer wäre."

„Stimmungen darf ich nicht stattgeben, gnädige Frau, für mich muß Zweckmäßigkeit entscheidend sein."

In Frau Kaden stieg Unmut auf, ärgerlich stieß sie heraus: „Ich will aber nicht, daß Fräulein Kerst über dieses Jahr hinaus auf Finkenschlag bleibt. Hören Sie, Sohr, ich will es nicht!"

„Will, gnädige Frau, will! — Man schickt doch jemand nicht ohne Veranlassung weg. Sie müssen doch einen Grund haben."

„Das ist Gefühlssache. Ich kann die Kerst nicht mehr ertragen. Bis Ende Dezember will ich sie dulden — länger nicht."

„Darf ich mir eine Frage gestatten?"

„Bitte."

„Wann gedenken Sie nach Berlin überzusiedeln? Herr Kaden sprach davon."

„Ich weiß es nicht. Bestimmt nicht vor Ostern."

„Nun, gnädige Frau — wenn Sie dauernd Wohnung auf Finkenschlag nehmen würden, könnte ich Ihr Ansinnen verstehen und würde mich bemühen, Ihren Wünschen zu entsprechen. Da es sich aber nur um drei bis vier Monate handelt — — —!" Er hob bedauernd die Schultern, vollendete aber den Satz nicht.

Frau Kaden befand sich in einer ungewöhnlichen Erregung. Ihr zuckte es in Händen und Füßen. Das Blut jagte ihr nur durch die Adern. In ihr tobten die widerstreitendsten Empfindungen. Sie hätte ihn schlagen mögen und doch auch wieder seinen Kopf an ihre Brust drücken und ihn bitten: Einmal nur, nur einmal erfülle mir einen Wunsch, ich will dir gut sein dafür, mein Leben lang.

Aber sie tat keines von beiden.

Ueber allen Empfindungen stand der Stolz. Den allein hatte sie seit dem Tode ihres Mannes gepflegt, nun trat er auch vor der Vernunft nicht zurück.

Aus zusammengekniffenen Augen blitzte sie ihn an. In ihrer Stimme lag Drohung, als sie fragte: „Sie lehnen mein Ersuchen ab?"

„Ich muß, gnädige Frau!"

„Dann — — —!"

„Was dann —"

„Dann, meinetwegen halten Sie es mit jener! Ich verpachte nicht!"

„Brr", machte Sohr und die Pferde standen. „Da mir mein freier Entschluß nicht für ganz Finkenschlag fest ist — bitte, gnädige Frau!" — Er reichte ihr die Zügel hin und stieg aus. „Ich lasse mich Herrn Kaden gehorsamst empfehlen. Habe die Ehre, gnä' Frau!"

(Fortsetzung folgt)

Die unverbrannte Handschrift

Von Heinz Hagebruch.

Der hochgelehrte Straßburger Privatdozent der Musikgeschichte Friedrich L., der nachmals als allverehrter Rektor der Göttinger Universität gestorben ist, besuchte an einem Märzvormittag des Jahres 1909 den Lesesaal des Britischen Museums, wo er seit Wochen die alten Musikhandschriften des zwölften bis fünfzehnten Jahrhunderts durchforschte. Diesmal händigte ihm der in vielen Sprachen auskunftgebende Bibliotheksbeamte einen Kodex aus, den wohl schon dieser und jener Gelehrte flüchtig in der Hand gehalten, aber noch keiner umfassend durchforscht hatte, denn er war weder schön noch leserlich geschrieben und sein Inhalt schien sich aus Vielerlei, aber nichts Bedeutendem zusammenzusetzen. Aber Dr. L. besaß ein wahrhaft phänomenales Gedächtnis (so wie man einmal über einen großen blinden Organisten gedichtet hatte „Sein Kopf faßt ein ganzes Gradual"), und so hatte er noch nicht das dritte Notenbeispiel durchgelesen, als er sich die Pergamentschwarte von außen und innen sehr genau betrachtete und sein Gradualhaupt schüttelte. Ja, es war der Londoner Codex mit der Neuerwerbsnummer 27 630 — und doch mußte es die „Handschrift von vierhundertjährigem Alter" sein, von der Fürstabt Martin Gerbert zu Sankt Blasien im Schwarzwald anno 1768 seinem Freunde, dem berühmten Padre Martini zu Bologna wehklagend geschrieben hatte, auch sie sei ihm neulich bei dem entsetzlichen Klosterbrand in Flammen aufgegangen; was um so betrüblicher sei, als er aus ihr bisher nur einige merkwürdige Notenstücke veröffentlich habe und sie erst kürzlich mit teuerem Geld den bairischen Augustinern von Stift Indersdorf an der Glon abgekauft worden sei. Ja, der ein wenig beleibte deutsche Gelehrte stieß einen kleinen vergnügten Pfauch aus, das war ihm wieder einmal geglückt! Also der berühmte Band war n i c h t verbrannt, er war ins Britische Museum geflogen — aber doch gewiß nicht so einfach aus der Funkenlohe des Benediktinerstifts in das Londoner Büchermagazin hinübergeweht? Was war da vor sich gegangen?

Dr. L. klemmte vergnügt den Schweinslederband unter den Arm und ging damit zu Mister Hughes-Hughes, dem Vorsteher der Handschriftenabteilung, dem er seine Entdeckung mitteilte. Der hatte den Katalog der ungedruckten Musikschätze des British Museum verfaßt und kannte also auch diesen Band, der ihm nicht sonderlich aufgefallen war.

„Sehr reizend, sehr reizend!" sagte er. „Daß die Handschrift einmal einem deutschen Benediktinerkloster gehört hat, habe ich auch schon gewußt; aber daß es Sankt Blasien gewesen sein soll — nun, Sie müssen das ja wissen." Er blätterte in einem Aktenstück — „Halloh, ja, wir haben das Stück 1867 von einem Reverend John Jackson gekauft, der es schon von seinem Vater geerbt hatte. Und warten Sie" — (auch Hughes-Hughes besaß einen Gradualkopf), „1807 ist die Reichsabtei Sankt Blasien aufgehoben worden, wobei sämtliche dort vorhandenen Handschriften sorgsam nach Karlsruhe in die großherzogliche Bibliothek überführt worden sind. Also" (der Gelehrte lächelte) „wenn dies wirklich der verbrannte Kodex ist, woran ich in keiner Weise zweifle, da Sie es sagen, so — hat er eben verbrannt zu sein!"

Unser Landsmann ging mit der Handschrift in den Lesesaal zurück und nahm kopfschüttelnd den genauen Inhalt auf. Je weiter er kam, desto unzweifelhafter war es ihm, daß er Fürstabt Gerberts kostbarstes Stück vor sich hatte. Damit ließ er sichs begnügen.

Aber Nachts hatte er in seinem kleinen Londoner Boardinghouse einen merkwürdigen Traum. Er trug das Gewand eines Benediktinerpaters und stand in der Stube des Fürstabts Martin Gerbert von Sankt Blasien. Die dunklen Schwarzwaldtannen blickten abendlich zu den hohen kühlen Fenstern herein in den schattenden Rokokoraum, dessen Wände meist Bücherregale bedeckten. Am Schreibtisch saß der gelehrte Prälat und verhörte streng einen Laienbruder, der mit unsichern Blicken nach Ausflüchten suchte und dem Fürstabt nicht ins Antlitz zu sehn vermochte.

„Es ist mir ganz gleich, Crispinus, wohin du den Band gestopft haben magst — du und kein anderer hat hier den Zugang und die Pflicht des Aufräumens. Nimm dir eine Lampe und suche die Nacht durch, bis du die Handschrift findest! Der Pater Fridericus hier hat die Aufsicht über dich — denn das sage ich dir: solange bis die Handschrift wiedergefunden ist, bist du Gefangener. Damit du es weißt: du stehst in einem schlimmen Verdacht und hast allen Anlaß, dich von ihm zu reinigen — es hat mir gestern bei der Heimkehr ein Freiburger Buchhändler sagen lassen, ihm habe neulich jemand ein Buch als hier abgestoßene Dublette verkauft, und ihm seien nachträglich Bedenken gekommen, ob er solch Stück mit dem Bibliothekssiegel unseres Klosters überhaupt hätte kaufen dürfen. Nach seiner Beschreibung kann's ihm niemand anders angeboten haben als du, in den ich soviel Vertrauen gesetzt habe!"

Der Fürstabt hielt, indem er erregt aufstand, dem Laienbruder ein gedrucktes Heft vor die Augen, dieser wurde noch einige Grade blasser, und die Knie zitterten ihm sichtlich. „Ich schwöre —" murmelte er . . .

„Schwöre lieber nicht! Dies Buch ist so wenig wert, daß ich dich dafür nicht als reichsunmittelbarer Herr will hängen lassen. Aber du bist auf dieser Reise über Freiburg hinaus nach Straßburg und Basel gekommen — ich Tor, daß ich dich wegen

der angeblich einzutreibenden Erbschaft ziehen ließ, die wohl nur in deinem halbwirren Schädel gelebt hat — wenn du bei dieser Gelegenheit die Handschrift an die Franzosen oder Schweizer verschachert haben solltest, so kommst du meiner Treu doch an den Galgen! Also suche und finde — oder wehe dir!"

Der große Gelehrte und Kirchenpolitiker ging zornbebend hinaus, so daß die Soutane hinter ihm herflatterte, und schmetterte die Tür ins Schloß. Der Pater trat auf den Laienbruder zu und fragte ernst:

„Hast du die Handschrift wirklich geraubt und zu Geld gemacht?"

Der zuckte trotzig die Achseln. „Als wenn mir jemand die stockfleckige Scharteke abnehmen würde! Selbstverständlich ist sie da —! Aber wer findet in dem dunklen Magazin durch alle Winkel?" Er machte sich an der Oellampe zu schaffen, die dem Abt bei seinen nächtlichen Schreibtischstudien dienen möchte, schlug mit Stein und Zunder Feuer und entzündete den Docht. Dann schlich er mit der Funzel in das Magazin nebenan, das sonst keinen Ausgang, nur ein Fenster besaß, und der Pater hörte ihn bei angelehnter Tür heftig zwischen den Büchern rumoren.

Währenddessen kam der Fürstabt erneut herein und sagte halblaut zu dem Pater:

„Ich fürchte, es ist in der Tat so: eben erzählt mir der Pater Subprior, daß man dem Crispinus auf eine Liebschaft gekommen sei mit einer fragwürdigen Schönen, die bis vor wenigen Tagen beim Ortsphysikus Unterschlupf gefunden hatte und nun verschwunden ist. Wer weiß, ob es mit dem für seinen Glauben vertriebenen Schulmeister überhaupt wahr ist und welch Gaunerpaar man vielleicht an seinem reichsstiftischen Busen genährt hat? Ist er am Suchen?"

Der Pater Fridericus nickt und weist auf den Magazinraum: „Noch eben hörte ich ihn poltern — jetzt ist es allerdings still — oder — es knistert doch und raschelt wie Papier?"

Die beiden Geistlichen treten auf die Tür zu —

„Es riecht so brandig", sagt der Fürstabt — da dringt ihnen auch schon Qualm entgegen, sie reißen die Tür auf, roter Flammenschein schlägt ihnen entgegen, entsetzt springen sie ans Fenster und an die Flurtür und schreien: „Feurio — Feurio —!" Eine Glocke klingt, Benediktinerpatres und Laienbrüder kommen mit Tüchern und Wassereimern gestürzt — der Fürstabt schreit: „Crispin muß dadrinnen verbrennen, wenn er nicht aus dem Fenster gesprungen ist — wer rettet ihn —? Und wer rettet meine herrlichen Manuskripte?" Die Mönche stocken vor der Feuerwand. Da stürzt auch schon die Decke des Magazinraums krachend zusammen — und — der Privatdozent aus Straßburg erwacht in seinem Londoner Hotelzimmerchen. Es ist heller Morgen und sein kleiner Reisewecker hat soeben wild gerasselt.

Als er wieder in den Lesesaal kommt, läßt Mister Hughes-Hughes ihn in sein Dienstzimmer bitten und sagt: „Well, Doctor, ich habe auf einen Vermerk in unserm Accessionskatalog hin in unserm Briefwechsel aus dem Jahre 1867 nachgeschlagen und einen Brief gefunden, in dem der Reverend John Jackson uns eine Handschrift — offenbar diese aus Sankt Blasien — zum Kauf anbietet und dabei erzählt, sein Großvater habe sie im Jahre 1786 auf der Rückreise von Mailand bei einem Antiquar in Basel gekauft, der sie kürzlich von einem angeblich um seines Glaubens willen vertriebenen Schulmeister erworben hätte. Das ist nun aber auch alles, was ich darüber habe feststellen können. Wenn dieser angebliche Schulmeister nur nicht ein ganz gewöhnlicher Klosterdieb gewesen ist! Also das Manuskript muß wohl kurz v o r oder b e i dem Brande in Sankt Blasien dem wackern Fürstabt abhanden gekommen sein. Merkwürdige Bücherschicksale gibt es doch."

„Ja, merkwürdig in der Tat," murmelt der deutsche Gelehrte und wischt sich unwillkürlich den Schweiß von der noch etwas traumbefangenen Stirn.

„Auf Wiedersehen, lieber Mann!"

Eine lustige Geschichte von O. G. Foerster.

Hans Holter hatte seine Tante zum Bahnhof gebracht und ging nun, nachdem er noch lange sein Taschentuch geschwenkt hatte, langsam dem Ausgang zu. Plötzlich fiel sein Blick ganz zufällig auf eine junge Dame, die auf der anderen Seite des Bahnsteiges stand, wo der Zug nach München in drei Minuten abfahren sollte. Hans zuckte überrascht zusammen, dann faßte er sich und trat hinter den Zeitungsautomaten, von wo aus er die Dame ungesehen beobachten konnte.

Kein Zweifel — es war Franziska! Hans kannte sie erst seit drei Tagen. Da hatte eine Fahrt ins Blaue sie zusammengeführt. Sie waren rasch ins Gespräch gekommen, hatten sich nämlich von den anderen getrennt, um schließlich auf einer Bank den Mond aufgehen zu sehen. Beim Abschied hatten sie sich geküßt. Und obwohl sie nichts voneinander wußten als ihre Vornamen, versprachen sie sich schon an jenem Abend, sich nie zu trennen. Heute abend wollten sie sich in einem kleinen Café treffen . . .

Nun aber stand Franziska an dem D-Zug nach München, und sie lachte genau so reizend und glockenhell wie auf jener Bank unter den Blütenzweigen! Aber diesmal galt ihre Liebenswürdigkeit einem Herrn in übrigens ziemlich gereiftem Alter, der aus dem Wagenfenster sah und ihr gerade die Hand drückte und etwas Nettes zu sagen schien. Hans hätte den Kerl erdrosseln mögen.

In diesem Augenblick hob der Mann mit der roten Mütze seinen Signalstab, und der Zug setzte sich in Bewegung. Franziska schüttelte noch einmal kräftig die Hand des Unbekannten und rief: „Auf Wiedersehen, lieber Mann!"

Hans fühlte einen schmerzhaften Stich in der Herzgegend. So also war es! Franziska war verheiratet! Und während ihr Mann verreiste, gedachte sie sich mit Hans zu treffen . . .

Er wartete in tiefer Enttäuschung ab, bis Franziska den Bahnsteig verlassen hatte. Dann ging auch er langsam dem Ausgang zu.

Am Abend wartete Franziska vergeblich auf ihn. Er saß in seinem langweiligen möblierten Zimmer und brütete dumpf vor sich hin. Es dauerte Wochen, ehe er dies Erlebnis vergessen hatte.

Einige Monate später reiste Hans im Auftrage seines Chefs nach München. Abends saß er in einem gemütlichen Restaurant. Plötzlich kam jemand an seinen Tisch und fragte, ob die beiden Stühle noch frei wären.

„Bitte!" wollte Hans sagen — aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Das war ja der Herr, den er neulich auf dem Bahnsteig gesehen hatte — der Mann Franziskas . . .!

Hans konnte nur nicken. Der andere setzte sich dankend und begann, offensichtlich gut aufgeräumt, ein kleines Gespräch. Hans gab einsilbige und zerstreute Antworten.

„Aerger gehabt, was?" fragte der Tischgast teilnehmend. „Lassen Sie nur, nach Regen folgt wieder Sonnenschein. Passen Sie auf, wenn meine Frau und meine beiden Jungens kommen, wird es lustig! Die beiden Burschen sind immer fidel!"

Allmächtiger! dachte Hans erschrocken, Franziska kommt auch! Und Kinder haben sie auch schon! Er wollte zahlen und verschwinden — aber da packte der andere ihn beim Aermel: „Sehen Sie, da kommen sie ja schon!"

Es war zu spät, sich zu drücken. Eine Dame kam hinter Hans Holters Rücken an den Tisch heran und begrüßte den freundlichen Herrn.

Beim Klang ihrer Stimme drehte sich Hans jäh herum. Das war ja gar nicht Franziska! Eine ziemlich umfangreiche Vierzigerin mit einem kleinen Schnurrbart auf der Oberlippe stand von ihm. Und neben ihr zwei lebensprühende uniformierte Burschen: ein Arbeitsdienstmann und ein Soldat . . .

„Das sind meine Frau und Jungens!" stellte das glückliche Familienoberhaupt vor.

„Holter!" murmelte Hans verwirrt. Ein abgrundtiefer Verdacht stieg in ihm auf. Als der Mann neben ihm bald danach zum Zigarettentisch ging, folgte Hans ihm.

„Hören Sie!" sagte er, „es ist wirklich unerhört! Sie sind ein Bigamist!"

„Haha!" lachte der andere, „sehen Sie? Die gute Stimmung hat auch Sie schon angesteckt. Wie kommen Sie übrigens zu diesem Witz? Wo ist da die Pointe?"

„Mein Herr!" sagte Hans wütend, „es ist überflüssig, sich zu verstellen. Ich weiß, daß Sie außer der Frau, die Sie mir eben vorstellten, noch eine zweite haben! Sie lebt anscheinend in Berlin, heißt Franziska und hat sich vor zehn Wochen auf dem Bahnsteig von Ihnen verabschiedet!"

Der Bigamist schwieg drei Sekunden verblüfft, dann platzte er los, sein Gelächter brachte die Zigarrenkisten ins Wackeln.

„Mann, was haben Sie für eine Phantasie!" brüllte er. „Die kleine Franziska Göpert meine Frau! Das muß ich ihr erzählen . . ."

„Ich habe selbst gehört, wie Franziska Ihnen nachrief: Auf Wiedersehen lieber Mann!"

„Stimmt!" lachte der andere, „stimmt! Uebrigens, ich vergaß vorhin, mich vorzustellen. Meine Name ist — Liebermann, junger Freund, Paul Liebermann von der Firma Göpfert und Liebermann, Berlin-München! Dämmert Ihnen nun etwas?"

Es dämmerte nicht nur etwas, ein ganzes Elektrizitätswerk ging Hans auf.

„Uebrigens", fuhr Herr Liebermann fort, „Fräulein Franziska, deren Pate ich bin, hat mir da kürzlich in einem Briefe gestanden, daß irgend ein junger Trottel sie neulich elend versetzt habe. Sie hat sich das sehr zu Herzen genommen. Wenn ich den Kerl zu erwischen kriegte . . ."

Er blickte Hans in gutgespielter Entrüstung an. Aber es wurde doch noch ein sehr gemütlicher Abend. Und als Hans nach Berlin zurückfuhr, trug er in seiner Brieftasche die genaue Adresse von Fräulein Franziska Göpfert . . .